

weist einer Theologie nach der Postmoderne drei Aufgaben zu: deutlich zu machen, daß das Absolute, von dem die christliche Theologie spricht, keine absolute Einheit ist, sondern entsprechend zur Heterogenitätsthese eine „Identität in der Differenz“, eine „Einheit in der Unterschiedenheit“ (45f.), daß ein Inkarnationsverständnis nicht „zwangsläufig zu einer ‚Metaphysik der Präsenz‘ sowie zur Mißachtung anderer Religionen“ führt (51) und daß die Begriffe „Erinnerung“ und „Zeugnis“ christlicherseits etwas völlig anderes bedeuten als bei Lyotard. Klaus von Stosch fragt kritisch nach, was es mit dem Einheitsmoment in Gott auf sich hat, und ob eine ablehnende Haltung gegenüber dem Anliegen Lyotards bzw. der Bedeutung der Differenz theologisch geboten ist.

Peter Zeillinger befaßt sich vor allem mit der spezifischen Temporalität der Vorzukunft, die „bei Lyotard, Derrida, Levinas, Badiou und Lacan“ explizit reflektiert wird (69). Die Vorzukunft, in welcher sich die „Befristung der Zeit“ ausdrückt, korrespondiert mit dem biblischen Anspruch, das Verheißene hier und jetzt bekenntnishaft ins Werk zu setzen. Daran anknüpfend fragt Joachim Valentin wie „sich eine Derridasche Theorie des Islam und des Zueinander der Kulturen‘ denken“ ließe (86) und spricht sich dafür aus, den Islam „als historische und politische Größe ernst zu nehmen und ihn ... zu analysieren und zu dekonstruieren“ (90).

Die Machtanalysen Michel Foucaults möchte Hans-Joachim Sander für die Theologie fruchtbar machen. Die Theologie soll weniger vom Personbegriff als vielmehr von Raum und Zeit – „Gottes Präsenz macht ... aus Räumen Orte“ (112) – ausgehen, sie soll nach einer Form von Pastormacht suchen, die nicht Personen, sondern Orte zum Ausgangspunkt ihres Sprechens macht. Peter Hardt plädiert da-

gegen für das Festhalten an personalen Heilskategorien, ohne zu verneinen, daß Foucault zur Frage nach der heutigen Situation kirchlicher Pastormacht Wichtiges zu sagen hat.

Michel de Certeaus Untersuchung zum „Glauben“ wendet sich Graham Ward auf strukturalistische Weise zu und macht in ihr „eine bedeutende intellektuelle Quelle für die Erforschung von Säkularismus, Religion und Theologie“ aus (124). Die „theologische Differenz zwischen *faith* und *belief*“ (131) würde darüber hinaus „einen detaillierten Zugang“ zu dem ermöglichen, „was ‚Postsäkularität‘ und ‚Wieder-Verzauberung‘ heute als lebendige Begriffe bedeuten“ (134). Nach Christian Bauer ist „unter den Zeichen heutiger Zeit“ die Differenz von „Glaube und Religion“ wesentlich brisanter als jene zwischen *faith* und *belief* (136).

Die Lektüre des Bands führt sicherlich zu dem von den Herausgebern intendierten Ziel, „in produktive Auseinandersetzungen mit postmodernen Denkbewegungen zu verstricken und dabei theologische Zusammenhänge neu in den Blick zu bekommen“ (12). An postmodernen Einsichten vermag die christliche Theologie teils kritisch anzuknüpfen, doch muß sie sich darum schon für eine schwache Vernunft aussprechen und dem Vorwurf an die Postmoderne erliegen? Diese Frage erfährt eine unterschiedliche Beantwortung. *Christoph Böttigheimer*

MOSER, Maria Katharina: *Von Opfern reden*. Ein feministisch-ethischer Zugang. Königstein: Ulrike Helmer Verlag 2007. 159 S. Br. 14,90.

MOSER, Maria Katharina: *Opfer zwischen Affirmation und Ablehnung*. Feministisch-ethische Analysen zu einer politischen und theologischen Kategorie. Berlin: LIT 2007. VI, 525 S. (Studien der Moraltheologie. 34.) Br. 44,90.

„Spannend wie einen Krimi“ und „nah am Leben“ empfand Maria Katharina Moser die Arbeit an ihrer Promotion „Opfer zwischen Affirmation und Ablehnung“. Deshalb wollte sie eine Lese-Version veröffentlichen, um die Ergebnisse einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Diesem Anliegen wird das Buch „Von Opfern reden“ gerecht.

Spannend ist die Opfer-Thematik deshalb, weil dazu gerade im feministischen Bereich eine intensive Auseinandersetzung stattfand, die zu einer weitgehenden Skepsis gegenüber dem Begriff führte. Moser beschreibt diesen Prozeß: Dem deutschen Wort Opfer wohnen zwei Deutungsebenen inne, die in den vom Lateinischen abgeleiteten englischen Begriffen „sacrifice“ und „victim“ zu erkennen sind. Während „sacrifice“ das freiwillige Opfer zugunsten einer übergeordneten Größe meint, thematisiert „victim“ das passiv zu erleidende und unverschuldete Opferwerden. Die frühe Frauenbewegung machte die allgegenwärtige Viktimisierung von Frauen in patriarchalen Verhältnissen bewußt. Im Opfersein entdeckten Frauen eine verbindende Kategorie. Allmählich rückten immer mehr die problematischen Seiten der Rede von Frauen als Opfern in den Blick. Bleiben Opfer immer hilflos und ohnmächtig? Feministische Opferkritik distanziert sich von einer Opfer-Rede, die diese homogenisiert und zum passiven Objekt stempelt.

Nah am Leben erweist sich die Untersuchung von Moser, indem sie die Erfahrungen von Frauen auf den Philippinen und in Österreich zu einem Bezugspunkt des Nachdenkens über den Opfer-Begriff macht. In Gruppendiskussionen setzten sich die Frauen mit eigenen Erfahrungen von Opferbringen und -werden auseinander. Äußerungen wie: „Aber als Opfer habe ich mich trotzdem nicht gefühlt.“ oder: „Jahrelang habe ich darum gekämpft, Opfer

sein zu dürfen.“ zeigen einen deutlichen Unterschied zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung, was sich in folgender Frage bündelt: „Ist man ein Opfer, oder fühlt man sich als Opfer?“

Moser fragt daraufhin, ob der Opfer-Begriff normativ gefüllt werden kann und geht dazu in drei Abschnitten verschiedenen Fragen nach: Haben Opfer keine Wahl? Ist das Opfer immer unschuldig? Haben alle Opfer die gleichen Probleme? Alle drei Kriterien erweisen sich als ungeeignet, um den Opferbegriff zu bestimmen. Am Beispiel Zwangsprostitution etwa zeigt sich, wie Opfer vor allem im Interesse einer skandalträchtigen, pornographisch gefärbten und Mitleid erzeugenden Presse manipuliert und auf starre Opfer-Bilder fixiert werden. Die Festschreibung von Opfern auf Passivität und Ohnmacht beraubt sie ihrer Handlungsmöglichkeiten. An dieser Stelle fragt Moser zu Recht: „Wenn Opfer-Rede derart totalisierend, stereotypisierend, homogenisierend, passivierend, objektivierend und exkulpierend wirkt, kann sie dann überhaupt Gewalt und Fremdbestimmung kritisch aufzeigen?“ (105) Weil der Opfer-Begriff jedoch nicht zwingend zur Passivierung führt und dessen Streichung auch nicht die Beseitigung des Problems bedeuten würde, werden einige Bausteine für eine angemessene Opferrede vorgeschlagen:

Vor allem muß Opfer-Rede situationsbezogen sein. Eine solche setzt voraus, daß Menschen sich im Lauf ihres Lebens in sehr unterschiedlichen Situationen befinden und deshalb nicht fortwährend auf eine Opfer-Identität festgeschrieben werden dürfen. Ständig ist damit zu rechnen, daß ein Opfer nicht nur ohnmächtig, sondern als Subjekt auch handlungsfähig ist. Moser schlägt dann doch eine objektive Bestimmung von Viktimisierung vor: „Wenn eine Person/Frau als bloßes Mittel für den Zweck anderer Personen benutzt wird – und zwar un-

abhängig davon, ob sie dem Zweck und der mit ihm verbundenen Handlung anderer Personen faktisch zustimmt oder nicht“ (135). Gleichzeitig jedoch müssen Subjektivität und Selbstdefinition der Personen gewahrt bleiben.

Schließlich reflektiert Moser die Eingebundenheit der Subjekte in ihre sozialen Bezüge und bezieht sich dabei auf das Konzept der „relationalen Autonomie“. Dieses thematisiert Autonomie und Beschränkung des Individuums im konkreten Kontext. Bereits hier, spätestens aber im biographischen Nachwort wird die Verortung der Autorin im Umkreis der italienischen Differenzdenkerinnen deutlich. Zu deren Themen gehört die Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit im ausgehenden Patriarchat.

Dieses Buch ist tatsächlich spannend wie ein Krimi: Es weist auf neuralgische Punkte

in der Opfer-Rede hin, es wird durch praxisbezogene Beispiele konkret und verständlich, es reizt zur Auseinandersetzung und zum Widerspruch und wirft wichtige Fragen auf. Wer von dem Buch den Bezug auf die jüdisch-christliche Tradition erwartet (und damit zu der Religion, in deren Mittelpunkt die Opfersensibilität steht), muß zu anderer Literatur greifen. Vermutlich will die Autorin vor allem die autonomen Handlungsmöglichkeiten von Frauen in den Blick nehmen. Die durch die Opferwerdung erzeugte psychotraumatologische Gebrochenheit und dadurch erzeugte Leidensmuster als die Kehrseite der Medaille werden nicht angesprochen. So gibt das Buch vielleicht nicht unbedingt ein „mit Opfern Reden“ wieder, aber ein kluges und spannendes „von Opfern Reden“ bestimmt.

Barbara Haslbeck

ZU DIESEM HEFT

WINFRIED GEBHARDT, Professor für Soziologie an der Universität Koblenz-Landau, war an einem interdisziplinären Forschungsprojekt über den Weltjugendtag in Köln 2005 beteiligt. Davon ausgehend fragt er nach der Bedeutung von kirchlich verfaßter Religion für Jugendliche und junge Erwachsene.

Am 6. April 2008 jährte sich zum 50. Mal der Todestag von Reinhold Schneider. HANS MAIER, zuletzt Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für christliche Weltanschauung an der Universität München, würdigt das Lebenswerk des Dichters und verweist auf seine aktuelle Bedeutung.

Der 1989 in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Martín-Baró hat die Grundorientierungen der Theologie der Befreiung für die Psychologie übernommen. SIMONE LINDORFER, Therapeutin für Familien- und Traumatherapie und Projektberaterin für psychosoziale Traumaarbeit in Afrika, stellt dieses Konzept auf dem Hintergrund ihrer psycho-sozialen Arbeit in Uganda dar.

Am 3. Juli 2008 wäre Franz Kafka 125 Jahre alt geworden. CHRISTOPH GELLNER, Lehrbeauftragter für Literatur, Christentum und Weltreligionen an der Universität Luzern, beleuchtet in Kafkas Werk die Denk- und Darstellungsmuster aus der jüdischen Tradition.